

Edward Craig

Was wir wissen können

**Pragmatische Untersuchungen
zum Wissensbegriff**

**Wittgenstein-Vorlesungen
der Universität Bayreuth**

**suhrkamp taschenbuch
wissenschaft**

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1090

Im Zentrum der traditionellen analytischen Philosophie steht die Suche nach hinreichenden und notwendigen Bedingungen des jeweils zu untersuchenden Begriffs. Craig zeigt, daß solche Untersuchungen im Hinblick auf den Wissensbegriff zwar nützliche Daten liefern können, bisher aber gescheitert sind und im Grunde genommen am Witz dieses Begriffs vorbeigehen. Statt der analytischen Untersuchung will Craig verstehen, auf welches (praktische) Bedürfnis die Menschen mit der Entwicklung des Wissensbegriffs reagieren.

Dieser Ansatz wird im Sinne einer pragmatischen Untersuchung ausgebaut und anhand von Beispielen unter steter Berücksichtigung der klassischen Analyse (»Wissen« = »wahre Überzeugung mit triftiger Begründung«) erörtert.

Der so gewonnene »pragmatische« Wissensbegriff wird sodann mit Gegenbeispielen konfrontiert, und es wird gezeigt, daß ein für Menschen brauchbarer Wissensbegriff objektiv sein muß.

Der bei diesen Untersuchungen in Anspruch genommene und begründete Pragmatismus steht in gespannter Beziehung zu allen Formen des Skeptizismus. Bei der durch dieses Spannungsverhältnis ausgelösten Auseinandersetzung mit dem Skeptizismus unterscheidet Craig zwischen kulturgeschichtlichen Gründen für die skeptizistische Einstellung und solchen, die auf den pragmatischen Ursprung des Wissensbegriffs und die Bedeutung des Objektivierungsprozesses zurückgehen. Erörtert werden dabei einerseits theologisch/religiös und naturwissenschaftlich motivierte Formen des Skeptizismus und andererseits solche, die im Umkreis der Zweckfrage bezüglich des Wissens entstehen, womit der Zusammenhang zwischen der nie zur Ruhe kommenden skeptischen Problematik und den Ergebnissen der vorangehenden Untersuchungen hergestellt wird.

Edward Craig
Was wir wissen können

Pragmatische Untersuchungen
zum Wissensbegriff

Wittgenstein-Vorlesungen
der Universität Bayreuth

Herausgegeben von
Wilhelm Vossenkuhl

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1993

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1090

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1993

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Wagner GmbH, Nördlingen

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-28690-6

Inhalt

I. Analyse? Danke, Nein	9
II. Was leistet die pragmatische Methode?	44
III. Der Fortgang zum objektiven Begriff	81
IV. Die Skeptizismusdebatte – warum hört sie nicht auf?	116

Vorwort

Die folgenden Seiten enthalten den Text einer Reihe von Vorträgen, die im Sommersemester 1989 im Rahmen der jährlichen »Wittgenstein-Vorlesungen« an der Universität Bayreuth gehalten wurden.

Die hier dargelegten Gedanken entsprangen, wie es häufig der Fall ist, einer Lehrveranstaltung. Ich hatte es unternommen, Studenten am philosophischen Seminar der Universität Cambridge mit den Grundzügen der Debatte um die »Analyse« des Wissensbegriffs bekannt zu machen. Schon beim ersten Sichten des Materials spürte ich ein gewisses Unbehagen. Denn in zunehmendem Maß empfand ich, daß das Projekt, über dessen Verlauf und Ergebnisse ich berichtete, in zwei wesentlichen Hinsichten mangelhaft war. Erstens wurde die Frage nach dem Inhalt des Wissensbegriffs so gestellt, daß sie erst unter recht kontroversen Voraussetzungen einen Sinn bekam; andererseits wurde nach dem Zweck des Wissensbegriffs gar nicht gefragt. Doch gerade im Falle eines so weitverbreiteten Begriffs, so sollte man meinen, dürfte die Zweckfrage aufschlußreich sein. Daher kam ich allmählich auf die Idee, beide Fragen gleichzeitig zu behandeln, in knapper Formulierung: das »Was« aus dem »Warum« erwachsen zu lassen. So entstanden diese »pragmatischen Untersuchungen zum Wissensbegriff«.

Der zu einem so günstigen Zeitpunkt ausgesprochenen Einladung der Universität Bayreuth bin ich mit großer Freude gefolgt. Mein besonderer Dank gilt Herrn Professor Dr. Wilhelm Vossenkuhl und seinen Kollegen am Lehrstuhl für Philosophie, deren Gastfreundschaft mir heute noch deutlich in Erinnerung ist. Auch den geduligen Hörern der Vorträge, insbesondere denen, die an den anschließenden Kolloquien teilnahmen, bin ich sehr dankbar.

Edward Craig

Churchill College Cambridge, 1991

I. Analyse? Danke, Nein

Wenn man, das Stichwort »Wissen« vor Augen, die philosophische Fachliteratur der letzten 25 Jahre durchblättert, fällt einem etwas auf: fast scheint es so, als gäbe es nur zwei Fragen (der Kürze halber übertreibe ich ein wenig, aber nicht viel). Nun, jedes Gebiet kann man auf zwei Fragen reduzieren, wenn man sie hinreichend abstrakt formuliert – ja man könnte vielleicht die ganze Physik auf zwei Fragen reduzieren, etwa: was ist denn eigentlich die Materie? und: wie verhält sie sich? Aber die zwei erkenntnistheoretischen Fragen, für die sich in jüngerer Zeit die englischsprachige Philosophie fast ausschließlich interessiert, sind demgegenüber ziemlich spezifisch. Erstens, wie wird man mit dem Skeptiker fertig, der behauptet, wir wüßten nichts oder beinahe nichts, auf jeden Fall wüßten wir viel weniger, als wir gemeinhin zu wissen glauben? Zweitens, wie ist der Wissensbegriff, der zentrale Begriff, um den sich die erste Frage dreht, zu analysieren? Wie ist diese zweite Frage zu verstehen? Und was ist denn daran so brennend?

Nun, in diesen Tagen, in denen fast alle gedruckte Philosophie von Berufsphilosophen stammt, die sich angehalten fühlen, in kleinen Abständen immer wieder Stoff aufs Papier zu bringen, kann paradoxerweise eine Debatte in den Fachzeitschriften lange brennen, ohne im mindesten brennend zu sein. Jedoch scheint die Suche nach der richtigen Analyse des Wissensbegriffs ihren guten Sinn zu haben.

Eine Analyse soll uns den Inhalt eines Begriffs deutlich vor Augen führen. Zunächst ein banales, unkontroverses Beispiel: eine Füchsin ist ein weiblicher Fuchs. Mit dieser banalen, unkontroversen Behauptung haben wir den Begriff einer Füchsin in zwei Teilbegriffe zerlegt, eine Eigenschaft als die Summe zweier einfacheren, Eigenschaften dargestellt. Die Analyse sagt explizit, was implizit im Be-

griffe war. Zwar ist bei diesem Beispiel mit der Angabe der Analyse sehr wenig gewonnen, denn was sie besagt, das weiß schon jeder. Es kann aber dunklere Begriffe geben, solche, deren Sinn auf den ersten Blick lange nicht so durchsichtig ist; wüßten wir von einem solchen Begriff, wie er zu analysieren ist, aus welchen untergeordneten Begriffen zusammengesetzt – dann hätten wir in der Tat etwas gelernt.

Wozu wäre das Gelernte gut? Wiederum haben die Proponenten der analytischen Methode eine plausible Antwort parat: in der Philosophie findet man seit eh und je Probleme über das menschliche Wissen: was wissen wir, wie können wir unser Wissen erweitern, gibt es eine Wirklichkeit, von der wir prinzipiell nichts wissen können? Man einigt sich aber eher auf die Fragen als auf die Antworten – unversehens finden wir uns auf dem von Kant beschriebenen »Kampfplatz der endlosen Streitigkeiten«.¹ Und wenn wir vom Kampfplatz mal herunter wollen, sollten wir dann nicht versuchen – es kann wenigstens nicht schaden –, uns über die Bedeutung unserer Behauptungen Klarheit zu verschaffen? Und gerade dies sollte eine gelungene Analyse liefern.

Wer so antwortet, sieht das begriffsanalytische Unternehmen als Reaktion auf die Mißstände der traditionellen Philosophie, oder etwas umsichtiger: als Reaktion auf Züge der traditionellen Philosophie, die er als Mißstände deutet. Im Kontext dieser Vorlesung habe ich meine Beispiele aus dem Bereich der Erkenntnistheorie gezogen, aber das ist unwesentlich: diese Antwort bezieht sich auf alle philosophischen Probleme, wenigstens auf alle solche, die sich anscheinend nicht lösen lassen. Eine zweite Antwort auf die Forderung, den Zweck des Analysierens anzugeben, verfährt ganz anders: sie zielt auf eine spezifische und zwar ziemlich moderne Fragestellung der Philosophie der Sprache.

1 Kant, I. *Kritik der reinen Vernunft* A viii.

Wenn ich eine Hand hochhalte mit der Bitte, Sie sollen mir sagen, was das für ein Gegenstand sei, so würden Sie alle – nehmen wir einen Augenblick an, Sie wären bereit, die Frage überhaupt ernst zu nehmen – die gleiche Antwort geben: es ist eine Hand. Es war nicht nötig, zu dieser Einigkeit erst zu gelangen, etwa durch Absprache oder Stimmenabgabe. Sie waren sich schon beim ersten Blick darüber einig, daß es eine Hand ist. Wie ist diese Einigkeit zu erklären?

Klar scheint wenigstens eines zu sein: nicht nach Laune und Gefühl entscheiden wir, welches Wort zur Benennung eines Gegenstandes geeignet ist, sondern unser sprachliches Verhalten ist von Regeln geleitet, die wir als Kinder beim Sprechenlernen verinnerlicht haben. Wir lernten, daß ein Gegenstand dann (und nur dann) eine Hand genannt wird, wenn ihm gewisse wahrnehmbare Eigenschaften zukommen, und so bildeten wir die Regel, nach der wir seitdem gesprochen haben. Das alles geschah, natürlich, im Unbewußten – insofern ist das Wort »lernen« vielleicht fehl am Platz. Eher sollte man sagen, daß unser Gehirn so reagierte, daß wir es künftighin nur dann für erlaubt hielten, einen Gegenstand eine Hand zu nennen, wenn er gerade diese Eigenschaften hatte.

Manchmal jedoch spielt sich dieser Vorgang nicht im Unbewußten, sondern im vollen Licht des Bewußtseins ab. Denn es gibt Begriffe, die man in der Regel durch sprachliche Erklärungen lernt. Keiner lernt, was eine Tante sei, indem er sich diejenigen Objekte anschaut, zu denen man »Tante« sagt. (Stellen Sie sich vor, was noch alles dabei passierte!) Sondern es wird uns gesagt: Deine Tante ist die Schwester entweder Deiner Mutter oder Deines Vaters. Während es uns gesagt wird, ist alles sichtbar, und keiner braucht sich den Kopf darüber zu zerbrechen, was denn der Begriff »Tante« beinhaltet. Bei den Begriffen aber, die uns in der Philosophie das meiste Kopfzerbrechen bereiten, ist es leider anders. Was »Wissen« heißt, wird uns nicht erklärt, sondern

wir wachsen einfach in die Praxis hinein, dieses Wörtchen zu gebrauchen: ich weiß es, das weiß ich nicht, vielleicht weiß Mutti das, das kannst Du nicht wissen, und so weiter. Die Regeln, nach denen hier gespielt wird, die Regeln, die bestimmen, ob und wann eine gewisse Äußerung erlaubt oder sogar geboten ist – diese Regeln bekommen wir im Lernprozeß nicht zu Gesicht. Wollen wir sie zu Gesicht bekommen, so müssen wir den Wissensbegriff analysieren.

Und auch wenn wir uns für die präzise Formulierung der Regeln nicht sonderlich interessieren, so zwingt uns wenigstens die wissenschaftliche Ehrlichkeit dazu, sie hier und da aufzudecken, bloß um sicher zu sein, daß es sie in der Tat gibt. Wer behauptet, die Praxis müsse gewissen Spielregeln folgen, weil sonst niemand wüßte, wie auf solche Äußerungen zu reagieren wäre, womit er eigentlich sagt, daß sie schier unverständlich sind und nicht zur Sprache gehören, der sollte auch im Prinzip bereit sein, der Forderung nachzukommen: Sag uns dann bitte ausdrücklich, welche Regeln das sind. Das tut er, indem er eine Begriffsanalyse anbietet. So wird er dieser sprachwissenschaftlichen Forderung gerecht (in diesem Zusammenhang – nicht in allen – ist es mir egal, ob man von Sprachwissenschaft oder Philosophie der Sprache redet); gleichzeitig erschließt er den Begriff auf eine Weise, die uns auch auf dem ewigen Schlachtfeld der Metaphysik behilflich sein könnte.

Wie soll eine fertige, gelungene Analyse aussehen? Sie besteht in der Angabe von logisch notwendigen und hinreichenden Bedingungen dafür, daß ein Gegenstand (hier im breitesten Sinne verstanden) den zu analysierenden Begriff erfüllt. Da dieser Punkt in der Folge sehr wichtig sein wird, tun wir gut, bei ihm einen Augenblick zu verweilen. Wir wollen zuerst den Jargon entziffern: was sind logisch notwendige und hinreichende Bedingungen?

Nehmen wir einen beliebigen Begriff; wir dürfen ihn mit B symbolisieren. Betrachten wir das Urteil »Das da ist ein B«. Eine Eigenschaft x heißt dann notwendig, wenn gilt: hat

der ostendierte Gegenstand nicht die Eigenschaft x , so folgt, daß das Urteil falsch war: das da ist kein B . Mit anderen Worten: soll er ein B sein, so ist es notwendig, daß er x besitzt. Wieder anders: er kann kein B sein, ohne x zu besitzen. Hinreichend dagegen ist eine Eigenschaft (sagen wir y) dann, wenn ihr Besitz das B -sein des Gegenstandes unausweichlich sichert. Hat er y , so reicht es schon hin: ganz gleich, was sonst der Fall sein mag, er ist ein B .

Das wäre »notwendig« und »hinreichend«. Wie ist es aber mit »logisch«? (Denn es hieß ja: logisch notwendige und hinreichende Bedingungen.) Nun, mit »logisch« soll gesagt werden, daß wir hier über alle auch nur denkbaren Fälle reden, nicht nur über alle wirklichen, nicht mal nur über alle, die wir für praktische Möglichkeiten halten. Wer also behauptet, die Eigenschaft y sei für das B -sein logisch hinreichend, legt sich auf folgendes fest:

Es gibt keine auch nur denkbaren Umstände, unter welchen etwas y besitzt, ohne ein B zu sein.

Auf unsere Thematik angewandt: wer behauptet, gewisse Bedingungen (1) bis (n) sind logisch hinreichend dafür, daß ein Subjekt S eine Aussage p weiß, hat damit gesagt:

Unter allen auch nur denkbaren Umständen gilt: sind die Bedingungen (1) bis (n) erfüllt, dann weiß S , daß p .

Und wer behauptet, eine gewisse Bedingung i sei dafür logisch notwendig, der sagt effektiv:

Es gibt keine auch nur denkbaren Umstände, unter denen S weiß, daß p , ohne daß i erfüllt ist.

Solche Behauptungen sind, wollte ich vorwegnehmend sagen, eigentlich nicht so präzise, wie sie sich anhören. Denn ob Umstände, die wir verbal beschreiben können (z. B. ab morgen werden wir einen fünf-dimensionalen Raum bewohnen), auch tatsächlich denkbar sind, kann manchmal recht unklar sein. Dies sollte uns jedoch nicht stören. Denn die angeblichen Denkmöglichkeiten, mit denen man in der Debatte um den Wissensbegriff gewöhnlich arbeitet, sind verhältnismäßig problemfrei.

Jedenfalls ist nicht zu leugnen, daß Behauptungen, die sich der Widerlegung durch denkbare Beispiele (die also weder faktisch noch im mindesten wahrscheinlich zu sein brauchen) aussetzen, recht riskant sind. Gleich erhebt sich also die Frage: warum sieht sich die analytische Methode gezwungen, sich auf ein in so hohem Grad riskantes Programm einzulassen? Könnte man sich nicht zum Beispiel mit der Angabe von Bedingungen begnügen, die faktisch notwendig und hinreichend sind?

Auch hier kann der Proponent der analytischen Methode plausible Gründe anführen. Er wird etwa so argumentieren: vom bloß Faktischen kann hier nicht die Rede sein. Denn wir wollten den Inhalt unserer Begriffe erforschen. Nun können wir uns aber Sachen vorstellen, die nicht existieren – soviel wir wissen, wenigstens, existieren sie nicht, und ob sie existieren oder nicht, das ist doch völlig irrelevant, wenn es auf die Frage ankommt, ob wir sie uns denken können. Für eine den Inhalt unserer Begriffe betreffende Untersuchung ist also nicht das Faktische ausschlaggebend, sondern das Denkbare. Sonst lieferte unsere Theorie der Begriffe gar keine Erklärung der Tatsache, daß wir uns Situationen vorstellen können, die über das Faktische hinausgehen. Noch schlimmer: sie machte jede solche Erklärung unmöglich.

Stellen wir uns vor (es spricht immer noch der Proponent der analytischen Methode), ich habe Bedingungen (1) bis (n) angegeben, die für »S weiß, daß p« hinreichend sein sollen. Dann gelingt es mir, Umstände zu beschreiben, über die ich urteile: unter diesen Umständen gelten (1) bis (n), das Subjekt weiß aber nicht, daß p. (Es kann z. B. richtig geraten haben, aber es hat kein Wissen.) Ob es diese Umstände jemals faktisch gegeben hat, ist belanglos; wichtig ist nur, daß ich sie mir denken kann. Jetzt muß ich gestehen, daß ich mit (1) bis (n) den Inhalt des Wissensbegriffs noch nicht erfaßt habe. Denn hätte ich ihn erfaßt, so wäre mein Urteil, hier seien (1) bis (n) erfüllt, dem Urteil, hier wisse S, daß p, einfach äquiva-

lent. Kann ich aber entscheiden, nein, hier wisse S nicht, daß p, so ist klar: mein Begriff des Wissens muß mehr bedeuten, als in (1) bis (n) enthalten ist. Nur das Unerfülltsein eines solchen Mehr kann es erklären, daß (1) bis (n) gelten, aber kein Wissen vorhanden ist. Also geht die Suche weiter, bis wir es zu Bedingungen gebracht haben, die logisch hinreichend sind – in allen auch nur denkbaren Fällen.

Wäre ich dem Vorschlag gefolgt, nach Bedingungen zu suchen, die nur faktisch notwendig und hinreichend sind, so hätte ich mein ursprüngliches Vorhaben gänzlich aufgegeben – ich machte dann etwas ganz anderes. Ich beschrieb dann nämlich die Welt – wo ich doch unsere Begriffe beschreiben sollte. Welt ist gleichbedeutend mit Wirklichkeit; unsere Gedanken, daher auch unsere Begriffe, gehen weiter.

Damit habe ich die Methode der Begriffsanalyse umrissen, was sie ist, was wir von ihr erhoffen dürfen. Ich habe sie nach Kräften gepriesen. Es kann alles stimmen, was ich zu ihren Gunsten gesagt habe. Dabei sollten wir aber das Wort »kann« betonen. Ich sehe in der Philosophie dieses Jahrhunderts wenig Grund für die Behauptung, daß es tatsächlich stimmt, daß die Versprechungen, die mein Plädoyer implizit enthält, wirklich einlösbar sind. Wo Begriffsanalysen überzeugend sind, sind sie meistens trivial (denn wer will sich zweimal sagen lassen, daß eine Füchsin ein weiblicher Fuchs ist?) und folgenlos; wo sie gebraucht werden, wirken sie meistens unüberzeugend. In bezug auf den Wissensbegriff (denn darum geht es mir schließlich, nicht etwa um eine ganz allgemeine Polemik gegen die analytische Methode) sind die bisherigen Ergebnisse der analytischen Methode zwar nicht nutzlos – im Gegenteil, ich bin ihr sogar sehr dankbar, wie sich bald herausstellen wird. Was sie geliefert hat, sind aber für mich keine Antworten; es sind eher Daten zu einer fruchtbareren Untersuchung, die ich in der Folge beschreiben und Ihnen teilweise vorführen werde.

Wie wird das analytische Projekt im einzelnen betrieben?

Wie sieht die Suche nach der Analyse des Wissensbegriffs näher aus? Ausgangspunkt der Standardmethode ist der Gedanke an etwas, was ich, terminologisch in etwa Frege folgend, den »intuitiven Umfang« des Begriffs nenne.

Als den Umfang eines Begriffs bezeichnet man (genauer: der geschulte Logiker) üblicherweise die Menge aller Fälle, auf welche er anwendbar ist. Der Umfang des Wissensbegriffs ist demgemäß so zu verstehen: wir beschreiben zuerst Umstände, in denen von einem Subjekt, S , und einem Satz, p , die Rede ist. Ob es jemals solche Umstände faktisch gegeben hat, ist dabei unwichtig (da weicht übrigens mein Gebrauch des Ausdrucks »Umfang eines Begriffs« vom üblichen Gebrauch ab), denn – aus den eben erklärten Gründen – sind im Kontext dieser Untersuchung die imaginären mit den wirklichen Fällen gleichberechtigt. Wir fragen uns dann: bist Du bereit zu sagen, unter diesen Umständen wisse S , daß p ? Bejahen wir diese Frage, so gehört dieser Fall dem Umfang des Begriffs an; verneinen wir sie, dann eben nicht. So unterscheidet man (prinzipiell) alle denkbaren Fälle in diejenigen, in denen ein Wissen vorhanden, und diejenigen, in denen kein Wissen vorhanden ist. Angenommen, dies sei möglich (und das nimmt man bei der Standardmethode an), versucht man weiter, zu diesem intuitiven Umfang einen passenden Inhalt oder Sinn zu finden. Was ich darunter verstehe, kann ich, zunächst als erste Annäherung, so ausdrücken: Inhalt oder Sinn eines Begriffs soll das sein, was wir »mit ihm meinen«.

Ein Beispiel zur näheren Erläuterung: nehmen wir den Begriff »Dreieck auf dieser Tafel«. Sein Umfang ist eben diese Figur. Aber damit ist nichts darüber gesagt, warum diese Figur den Umfang des Begriffes »Dreieck auf dieser Tafel« ausmacht. Wer deutsch kann, weiß das ganz genau. Er weiß, daß man mit »Dreieck« eine Figur meint, die gewisse Merkmale aufweist. Und siehe, diese Figur hat gerade diese Merkmale. Er weiß also nicht nur daß, sondern auch warum sie zum Umfang des Begriffs gehört. Was der

Deutschsprechende weiß, ist eben der Inhalt oder Sinn des Ausdrucks »Dreieck auf der Tafel«. Weil er das weiß, ist er imstande, diese Figur als Dreieck auf der Tafel zu erkennen. Das ist es, was ich damit meine, wenn ich sage, Inhalt oder Sinn eines Begriffs sei das, was wir mit ihm meinen.

Ich muß auch noch erklären, was ich mit »intuitiv« meine. Der Begriffsanalytiker will das erforschen, was er *den* Wissensbegriff nennt. Damit meint er die Regeln, denen unsere alltägliche Sprechpraxis unterliegt, wenn wir das Wort »wissen« – und ihm verwandte Ausdrücke – gebrauchen. Darum verfährt er so: er fragt mehrere gebildete native speakers, was sie unter diesen und jenen Umständen »intuitiv« zu sagen geneigt wären. »Intuitiv« – man soll sich auf das natürliche Sprachgefühl verlassen. Man soll nicht zu lange über die Antworten nachgrübeln, denn das könnte die Ungezwungenheit der vertrauten, alltäglichen Praxis stören. Sondern man soll einfach reagieren: würden Sie da sagen, S wisse, daß p? Und hier? Die Reaktionen, ja und nein, bestimmen den intuitiven Umfang des Begriffs.

Jetzt kann ich das Problem, wie es sich die Standardmethode vornimmt, hoffentlich verständlich formulieren: den intuitiven Umfang betrachten wir jetzt als gegeben. Wir suchen jetzt nach einem Inhalt, der als Liste von Merkmalen und Eigenschaften dargestellt werden kann, und zu diesem intuitiven Umfang genau paßt.

Anders ausgedrückt: wenn wir die Merkmale, die den Inhalt wiedergeben sollen, durch die Reihe (1), (2) ... (n) symbolisieren, dann sollen die Sätze S weiß, daß p und

Es gelten (1 & 2 & ... & n)

in allen auch nur denkbaren Fällen entweder beide wahr oder beide falsch sein – technisch gesprochen, sie sollen logisch äquivalent sein. Jedes Merkmal ist dann logisch notwendig und die ganze Gruppe (1) bis (n) logisch hinreichend dafür, daß S weiß, daß p. Wir sind am Ziel.

An welchem Ziel sind wir aber? Was ich bis jetzt erzählt habe, betrifft nur die Theorie der begriffsanalytischen Me-

thode. Was in der Praxis geschieht, ist in den Fachzeitschriften zu lesen. Auffallend ist, daß die eifrige Detailarbeit zu keinem allgemein angenommenen Ergebnis geführt hat, sondern zu einer Reihe von Lösungsvorschlägen. Für jeden kann man Gründe ins Feld führen, keiner scheint so richtig zu befriedigen.

Warum das analytische Programm in bezug auf den Wissensbegriff im einzelnen nie ganz aufgehen zu wollen scheint, dies wird sich später als eine sehr lehrreiche Frage herausstellen. Meine erste Kritik betrifft jedoch nicht diesen, sondern einen theoretischen Punkt, denn am Programm ist, wenn man es sich überlegt, von vornherein etwas faul.

Angenommen, der Begriff des intuitiven Umfangs sei einwandfrei. Es gibt also so etwas wie den intuitiven Umfang des Wissensbegriffs; die Suche nach dem Inhalt hat Treibstoff – sie kann wenigstens anfangen. Aber gleichzeitig scheint es auch etwas zu geben, wenn auch nur schattenhaft und undeutlich, das man vielleicht den »intuitiven Inhalt« nennen darf. Das heißt, wir erkennen nicht nur Fälle, in denen der Wissensbegriff anwendbar bzw. nicht anwendbar ist; sondern wir machen uns auch gewisse Vorstellungen darüber, warum wir diese Fälle so beurteilen. Zum Beispiel: daß das Subjekt mit seiner Meinung Recht hat, darf kein Zufall sein. Stellen wir uns folgendes vor: das Subjekt ist der Meinung, daß p , und p ist in der Tat der Fall. Weiß es, daß p ? Nun, werden Sie sagen, das kommt darauf an – wie ist es zu dieser Meinung gekommen? Und wenn ich jetzt sage: das Subjekt ist durch bloßes Raten bei dieser Meinung gelandet, dann sagen sie sofort: in dem Fall, nein, es weiß es nicht. Hier scheint es doch klar zu sein, nicht nur daß Sie dem so beschriebenen Subjekt das Wissen absprechen, sondern auch, auf welches Merkmal der beschriebenen Situation Sie dabei reagieren. Damit beschäftigen wir uns nicht mehr ausschließlich mit dem Umfang, sondern wir befinden uns ebenfalls im Bereich des Inhalts.

Den Einfluß dieses intuitiven Inhalts merkt man auch am Phänomen des Skeptizismus. Der Skeptiker meint, wir wüßten lange nicht alles, was wir zu wissen behaupten. Ob er damit recht hat, steht hier nicht in Frage; wichtig ist nur, daß er Gründe anführen kann, die es verdienen, wenigstens ernst genommen zu werden. Der Gedanke, das berühmte Teufelchen von Descartes könnte uns alle diejenigen Wahrnehmungen einflößen, die wir jetzt haben, daß wir dann zu denselben Meinungen über die Außenwelt kommen müßten, die wir jetzt haben, daß es aber sehr schwer ist (geline gesagt) zu sagen, wie wir die Situation, in der das Teufelchen am Werk ist, von der Situation unterscheiden könnten, in der sich alles genauso verhält, wie wir tatsächlich glauben – dieser Gedanke vermag uns immer noch in Verlegenheit zu bringen. Einerseits hat er etwas Absurdes an sich, andererseits hat man das unruhige Gefühl, daß wir ihn nicht einfach abtun können: er ist nicht völlig irrelevant, wenn es um die Frage geht, ob wir das wissen, was wir unreflexiv zu wissen glauben. Dafür sehe ich nur eine mögliche Erklärung: da der skeptische Gedankengang in krassem Konflikt steht mit dem intuitiven Umfang, muß er irgendwie an irgendeinen obskuren halbbewußten intuitiven Inhalt anknüpfen; denn sonst müßten wir nicht bloß den Eindruck haben, der Skeptiker habe Unrecht, sondern daß er nicht einmal im entferntesten zur Sache rede. Zu einem Konflikt, und sei es auch ein Scheinkonflikt, braucht man zwei Parteien.

Wenn man, aus solchen oder aus anderen Gründen, zu dem Schluß kommt, es gebe in der Tat so etwas wie den intuitiven Inhalt oder Sinn des Wissensbegriffs, dann ergibt sich eine weitere Frage, und zwar: ob sich intuitiver Inhalt und intuitiver Umfang genau decken.

Daß sie sich decken, darf man nicht ohne weiteres annehmen. Man denke an den Begriff »Hexe«. Im Mittelalter hatte er Umfang, denn er wurde auf verschiedene Personen angewandt. Auch hatte er Inhalt, etwa: weibliche Person,